



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die französische Kolonialpolitik und England.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die französische Kolonialpolitik und England.



iner der ersten Samuartage hat, wie kürzlich berichtet wurde, in Paris einen Verein entstehen sehen, welcher sich die antienglische Liga nennt, und welcher der Londoner Presse so wichtig erschien, daß sie ihn in Leitartikeln besprach. Wir beabsichtigen das nicht zu thun, sondern weisen nur kurz auf die Erscheinung hin, charakterisiren sie mit einigen Worten und greifen dann aus den Hauptpunkten des Programms, welches die Gründer des Vereins aufstellen und ihren Landsleuten empfehlen, einen besonders interessanten heraus, um daran eine Betrachtung allgemeiner Art zu knüpfen.

Die neue Liga, eine Art Seitenstück zur Patriotenliga, aber von anständigem Charakter,\*) scheint ernst gemeint zu sein, und die Eltern des Kindes sind, nach dessen Physiognomie zu schließen, Verdruß über das Verhalten Englands in Ägypten und eine stark ausgeprägte schutzzöllnerische Gesinnung. Der Verein wird also wohl vorzüglich auf Fabrikantenkreise berechnet sein, und die britische Politik am Nil wird den Anlaß geboten haben, gerade jetzt, wo die Unterhandlungen zwischen Paris und London über eine Verständigung wegen der Zukunft Ägyptens zu stocken scheinen und die Gambettisten heftig darüber klagen, daß das „treulose Albion“ in seiner Selbstsucht Frankreich nicht miternten lasse, wo es nicht mitgesät hat, mit einer Demonstration hervorzutreten. Nicht mit Unrecht erinnert das Programm die Franzosen an den famosen Cobden-Rouher'schen Handelsvertrag, dessen geheime Geschichte wir den Lesern dieser Blätter

\*) Der Plan dazu ist aus der Société des études coloniales et maritimes hervorgegangen, und die Einladung zum Beitritt ist vom Baron de Cambourg unterzeichnet; viele Pariser Blätter empfehlen den Gedanken.

vor einiger Zeit erzählt haben, und der, weit mehr im englischen als im französischen Interesse abgeschlossen und nach seinem Ablaufe nicht wieder erneuert, erst eines der Bindemittel der beiden Völker war und dann zum ersten Anlaß wurde, sie einander bis zu einem gewissen Grade zu entfremden. Auch die Klage, daß die französischen Interessen jenseits der Meere fast überall von England bedroht seien, wobei auf Ägypten, Tonkin, Madagaskar und das Kongo-land hingewiesen wird, ist nicht ganz ohne Grund, wenn auch Frankreich hier, wo die Wettbewerbung ja frei ist, selbst die Schuld trägt, wenn es mit seinen Kolonien noch nicht besser steht. Ganz richtig aber scheint uns, obwohl es allen andern Staaten, die sich dem Freihandelsprinzipie zuwendeten, ebenso ging, der Satz: „Wo Frankreich sich auch ein Feld für seine Handelsthätigkeit eröffnete, überall trat ihm England, welches ein allgemeines Monopol erstrebt, mit offener oder geheimer Feindseligkeit entgegen.“ Daraufhin verlangt die Liga: Aufrechterhaltung des Statusquo in Ägypten, energische Verteidigung der französischen Interessen in den obengenannten afrikanischen und ostasiatischen Ländern, Schöpfung einer vom Staate subventionirten Handelsflotte, deren Schiffe sich nach Bedürfnis in Kreuzer verwandeln könnten, Differenzialhafenzölle und eine Abänderung der Klauseln des Pariser Vertrages, welche die Ladung neutraler Fahrzeuge vor der Wegnahme sicher stellen und die Ausgabe von Kaperbrieffen verbieten — Klauseln, denen bekanntlich die Vereinigten Staaten von Amerika ihren Beitritt verjagt haben.

Wir betrachten von diesen Forderungen nur die eine, auf welche die französische Regierung in gewisser Beschränkung eingehen wird, und auf welche sie zum Teil, wenn auch bis jetzt nicht in großem Stile, bereits eingegangen ist, die Ausdehnung des überseeischen französischen Besitzes und die Entwicklung desselben zu Kolonien, wobei wir vorzüglich aus englischen Quellen und namentlich aus einer Übersicht über die Kolonialpolitik Frankreichs schöpfen, die sich vor einigen Wochen im Daily Telegraph fand.

Wir haben schon einmal kurz darauf hingewiesen, daß in der letzten Hälfte des vorigen Jahres unter den französischen Politikern das schon vor einigen Jahren wiedererwachte Streben nach Gründung neuer überseeischer Niederlassungen mit besonderer Lebhaftigkeit hervorgetreten ist. Wir sagten, wiedererwacht; denn dieselbe Bewegung hat sich in den letzten zweihundert Jahren von Zeit zu Zeit nicht minder energisch geregt, und zwar kann man die Erscheinung nicht gerade sehr auffallend nennen, wenn man bedenkt, daß in den Adern der Franzosen neben gallischem Blute auch nord- und südgermanisches strömt, die Engländer, Deutschen und Skandinavier aber vor allen andern Völkern den Trieb besitzen, sich über das Meer auszudehnen, und das Geschick, Kolonien zu gründen. Das Wiedererwachen jenes Triebes unter den Franzosen bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte ihrer dritten Republik, die nunmehr eine unternehmungslustige Kolonialpolitik wieder aufnimmt, welche in gleicher Weise von der Regierung der

Restaurationsepoche, von der Sulimonarchie und vom zweiten Kaiserreiche begünstigt wurde, nachdem schon die alten absolutistischen Könige Frankreichs, namentlich im Indianerlande Nordamerikas, in Canada, südlich von der Kette der großen Seen und im Mississippithale, zum Teil mit Hilfe der Jesuiten, großartige Pläne dieser Art auszuführen begonnen hatten, damit aber an den Hindernissen gescheitert waren, die ihnen der besser zur Gründung von Niederlassungen geeignete Geist Englands und der Puritaner der Yankeestaaten entgegenstellte.

Napoleon der Erste, der zur See kein Glück hatte, verkaufte das ungeheure Gebiet von Louisiana, welches damals das ganze Mississippithal in sich begriff, an die Vereinigten Staaten, und zog Eroberungen in Europa vor, wo er einige Jahre lang Herr und Meister war. Die 1815 wieder auf den Thron gesetzten Bourbonen gingen mit ihrer Flotte über das Mittelländische Meer, griffen den Seeräuberstaat Algier an, vernichteten ihn und legten die Grundlagen zu einem nordafrikanischen Reiche von erheblicher Ausdehnung, welches von Ludwig Philipp erweitert und befestigt und von der gegenwärtigen Republik durch Annexion von Tunesien nochmals vergrößert wurde. Unter Napoleon III. spielte die französische Flagge an den europäischen und levantinischen Küsten wiederholt eine bedeutende Rolle, daneben aber wurden die ferner gelegenen Besitzungen nicht vernachlässigt, und die große Expedition nach Mexiko, indirekt gegen die nordamerikanische Republik gerichtet, bewies, wie weitreichend, freilich aber auch wie unklar und wie wenig auf Kenntnis und verständige Beurteilung der Thatfachen gegründet die Pläne waren, welche der Kaiser jenseits des Atlantischen Meeres verfolgte. Infolge der Napoleonischen Katastrophe hatte die jetzige Republik länger als ein Jahrzehnt zuviel daheim zu sorgen und zu schaffen, um an überseeische Unternehmungen denken zu können. Sie hatte gewaltige fiskalische und finanzielle Aufgaben zu lösen, sich des Andringens der monarchischen Parteien zu erwehren, die republikanische Staatsform auszubauen, das Heer neu zu bilden und eine Anzahl innerer Einrichtungen umzugestalten. Indesß kehrte zuletzt der Augenblick zurück, wo der Wunsch nach Ausdehnung sich von neuem fühlbar machte, und das erste Symptom desselben war der Einbruch in Tunis, wo die Krumirs einen brauchbaren Vorwand geliefert hatten. Der Minister Waddington gestand ganz offen, daß die tunesische Expedition einer Politik entsprungen sei, die auf Ausdehnung des Einflusses und Besitzstandes Frankreichs jenseits der Meere gerichtet war. Früher schon ohne Zweifel hatten die Staatsmänner der Republik die Idee Ludwig Napoleons weiter ausgesponnen, die sie in Cochinchina teilweise verwirklicht gefunden hatten, und so gingen sie nach Tonkin; desgleichen verloren sie den Senegal und die französischen Niederlassungen in Westafrika zu keiner Zeit ganz aus den Augen.

Indesß hatte man in den letzten beiden Jahren seine Blicke noch vorzugsweise auf Tunesien und auf die Mittel und Wege zu richten, mit denen dasselbe in eine französische Provinz zu verwandeln war. Seitdem dies aus dem

größten durchgeführt ist, ist man dem Gedanken von Kolonialreichen in andern Weltgegenden thatsächlich näher getreten, und es liegt deutlich auf der Hand, daß, was auch die Meinung des französischen Volkes von der Angelegenheit sein mag, die Pariser Politiker der festen Überzeugung sind, Frankreich bedürfe zu seiner Wohlfahrt und Größe Niederlassungen, Stationen und Kolonien in fernen Gegenden der Erde, und sie hätten die Pflicht, nach Möglichkeit dahin zu wirken, daß ihm solche zu Teil würden. „Wir haben eine doppelte Politik zur Wahl vor uns, sagt ein hervorragender französischer Journalist, zwei einander widersprechende Vorstellungen von unsrer Zukunft. Nach der einen soll Frankreich in seinen Grenzen bleiben, sich zufrieden geben mit dem, was es hat, andern erweiterte Gesichtskreise und überströmende Thätigkeit, kühne Unternehmungen und weitreichenden Handel überlassen. Die zweite Politik ist die jetzt adoptirte — Ausbreitung über fremde Länder, und diese ist vorzuziehen,“ was er dann zu begründen versucht.

Betrachten wir das, was bisher zur Ausführung der zweiten politischen Idee geschehen ist, so kann man nicht sagen, daß die eigentliche Aktion und die Vorbereitungen zu weiterem einen großartigen Stil zeigen. Dies gilt zunächst von der beabsichtigten Expedition nach Tonkin. Das im Süden des chinesischen Reiches gelegne Land Tonkin wurde 1802 vom Beherrscher des benachbarten Annam unterjocht und blieb von da an bis 1872, wo ein französischer Kaufmann den Roten Strom, den Hauptfluß des Landes, hinauffuhr, den Europäern verschlossen. Im Jahre darauf wurde es durch eine Handvoll Franzosen erobert, aber am 24. März 1874 schloß die Regierung der Republik mit dem Könige von Annam, Tuduk, einen Vertrag ab, durch welchen Tonkin wieder unter dessen Souveränität gestellt wurde. Zu gleicher Zeit machte Frankreich demselben ein Geschenk von fünf Dampfschiffen, hundert Kanonen und tausend Tabatièregewehren samt einem Vorrat von Munition. Als Gegenleistung wurde bedungen, der König solle Tonkin dem europäischen Handel öffnen und auf dem Roten Flusse die freie Schifffahrt nach dem südwestlichen China aufrecht erhalten. Die französischen Konsuln in den Städten Hanoi und Haifong wurden angewiesen, die Ausführung dieser Bestimmungen zu überwachen, sie mußten aber bald berichten, daß der König Tuduk seinen Verpflichtungen nicht nachkomme, und so entsendete im April des vorigen Jahres der französische Kommandant von Cochinchina den Schiffskapitän Rivière mit einigen Kanonenbooten und zwei Kompagnien Marinesoldaten nach Hanoi, wo sie sich der Zitadelle bemächtigten. Diese kleine Truppenmacht befindet sich noch dort, ist aber von Annamiten und chinesischen Strompiraten eingeschlossen, und so gilt die beabsichtigte Expedition in erster Linie der Befreiung Rivières und seiner Leute. Mit den Truppen, die vor etwa vier Wochen von Toulon nach dem Roten Strome abgegangen sind, wird man schwerlich viel mehr ausrichten. Sie sollten nur eine Verstärkung sein und bestanden aus nicht mehr als 750 Mann

Marineinfanterie. Rivière hat ungefähr halb soviel Truppen unter sich, und so wird die gesamte Streitmacht der Franzosen in Tonkin, wenn Kapitän Rouvier, der Führer der Verstärkung, in Hanoi eintrifft, etwa 1100 Mann betragen. Damit kann man keine großen Eroberungen nach der Gebirgskette hin machen, welche sich zwischen der Gegend von Hanoi und der chinesischen Provinz Sumnan erhebt, dagegen genügt diese Truppenzahl wahrscheinlich für die Franzosen, wenn sie sich im Osten des Gebirges behaupten wollen, und ohne Zweifel wird ein kleines Dampfergeschwader hinreichen, die „Piraten von der schwarzen Flagge,“ welche jetzt den Kapitän Rivière cerniren, zu verschrecken oder zu vernichten. Nach neueren Nachrichten aber wäre die Verstärkung unter Rouvier nur der Vortrab einer größern Truppenmacht, welche die Bestimmung hätte, ganz Tonkin zu erobern. Wäre das begründet und gelänge die Absicht, so würden die Franzosen gewiß das Land nicht wieder räumen, das ihnen den Weg nach den reichsten Provinzen Chinas erschlösse. Es würde sich dann nur fragen, ob letzteres, welches die Oberhoheit über den König Tuduk beansprucht, einer Eroberung des Landes durch die Franzosen geduldig zusehen würde. Der Pariser Gesandte des Kaisers von China soll sich dahin geäußert haben, daß die Regierung des Reiches der Mitte zwar vorläufig nichts gegen die französische Expedition nach Tonkin einzuwenden habe, daß sie aber das Protektorat über das Land mit Frankreich zu teilen wünsche, und daß es am besten sein werde, jenem eine neutrale Stellung zu geben, wie sie Belgien besitze. Da Frankreich dazu vermutlich nicht bereit sein wird, so wäre es nicht unmöglich, daß sich über Tonkin ein Streit zwischen Peking und Paris entspanne. Auch in England dürfte der Feldzugsplan der Franzosen nicht mit günstigen Augen betrachtet werden; denn schon vor neun Jahren wies Lord Beaconsfield, damals noch Herr Disraeli, darauf hin, daß eine französische Besetzung Tonkins die Malakkastraße, den Haupthandelsweg der Engländer nach China, in bedenklicher Weise bedrohen werde, und noch mehr Sorge verursacht den britischen Kaufleuten die Aussicht auf einen Krieg zwischen China und Frankreich, denn ein solcher würde den englisch-chinesischen Handel um sehr bedeutende Summen verkürzen.

Wie die nach Tonkin bestimmte Armada vorläufig zu ziemlich kleinen Dimensionen zusammengeschrunpft ist, so auch die Expedition nach dem Kongo, die ursprünglich ebenfalls in großem Stil unternommen werden sollte. Die Kammer hat für die Unterstützung Brazzas und zur Ausführung seines Traktats mit dem Negerkönige Makoto die Summe von 1 020 000 Mark bewilligt, und das Unternehmen ist aus einem militärischen Feldzuge zu einem wissenschaftlichen geworden und wird von den Departements der Marine und des Auswärtigen geleitet. Herr de Brazza wird mit wenigen Begleitern in das Kongothal eindringen und diese interessante Gegend mit der Niederlassung der Franzosen am Gabun zu verbinden suchen. Wieviel zu erreichen er imstande

sein wird, werden wir ja seiner Zeit erfahren; einen großen Eindruck wird er mit den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln auf Westafrika nicht machen, aber wenn ihm nicht Hindernisse in den Weg gelegt werden oder gar ein Verbot seiner Bestrebungen erfolgt, so kann sich aus demselben ein Verkehr mit Märkten entwickeln, welcher den seefahrenden und handeltreibenden Nationen ziemlich dankenswerte Vorteile gewährt. Stanley, der Reisende und Entdecker, wird allerhand gegen ein Verfahren einzuwenden haben, das ihn eines Theils seines Ruhmes zu berauben sucht. Es würde aber unerfreulich sein, wenn auf der großen Wasserstraße im Innern Südafrikas, welche kühne Reisende der Welt erschlossen oder enthüllt haben, Eifersüchteleien, Streitigkeiten und Zusammenstöße ausbrechen sollten. Wir meinen, es sei dort Raum für viele unternehmungslustige Leute.

In einer andern Weltgegend, im Osten Afrikas, darf man wohl ein entschiedenes Vorgehen der Franzosen erwarten. Wir halten die Pariser Nachricht des Standard, daß die französische Regierung nur im äußersten Notfalle Schiffe und Truppen in größerer Menge nach Madagaskar entsenden werde, für nicht recht glaubwürdig. Mit andern Worten: wir bezweifeln, daß eine Expedition nach jener Insel nur in dem Falle abgehen werde, daß die Hovas den Frankreich freundlich gesinnten Stamm der Sakalavas angreifen und vertreiben sollten, in welchem Falle die Franzosen entweder die Angreifer durch ein Bombardement zurückwerfen oder die von ihnen gegenwärtig mit nur 18 Soldaten besetzte Insel Nosy Bé räumen würden. Auch die Behauptung andrer englischen Blätter, zwischen Frankreich und der Regierung in Antanarivo bereite sich ein Abkommen vor, nach welchem letztere den Anspruch des erstern auf den Besitz gewisser Inseln und Küstenstriche, wo es bereits Fuß gefaßt hat, thatsächlich anerkennen werde, ist nach dem Verhalten der madagassischen Gesandten, die in Paris und in London waren, schwerlich begründet. Richtiger scheint uns die Meinung des Daily Telegraph, welcher sagt: „Gegenwärtig wird zwar von Madagaskar und dem französischen Protektorat über diese ungeheure Insel wenig gesprochen, aber es ist höchst unwahrscheinlich, daß man den großen Plan aufgeben werde. Wird er ins Werk gesetzt, so wird eine seiner Folgen vermutlich ein Wiederaufleben des Sklavenhandels zu Gunsten der französischen Insel Réunion sein; wenigstens erwarten das die dortigen Kolonisten. Die Sklavenhändler haben sich lange Zeit der Flagge Frankreichs bedient, und dieser Mißbrauch erschwert die Unterdrückung des abscheulichen Gewerbes. Ein britisches Kriegsschiff nahm erst vor kurzem bei den Komoroinseln, nicht weit von Madagaskar, mehrere Daus mit Sklaven weg, und sollte ein französisches Protektorat zustande kommen, so werden unsre Kreuzer unter lästigeren Bedingungen größere Wachsamkeit zu üben haben.“

Tunis, die wichtigste der neuen Erwerbungen Frankreichs, wird demselben in der nächsten Zeit jährlich ein gutes Stück Geld kosten. Die Regierung ver-

langte neulich zur Deckung der Okkupationskosten von der Kammer 25 Millionen Mark, und 20 Millionen wurden bewilligt. Bis jetzt hat der französische Steuerzahler für die Besetzung Tunisiens eine Summe aufbringen müssen, die dreißig Franken pro Kopf der Bevölkerung des annektirten Landes gleichkommt. Das wird aber ohne Zweifel noch eine gute Weile so fortgehen, und wenn Frankreich dort gegenwärtig 33 000 Mann Soldaten zu unterhalten hat, so werden sich dieselben schwerlich so bald, wie der Kriegsminister neulich in der Kammer hoffte, auf 20- bis 22 000 Mann vermindern lassen, und auch diese Zahl erscheint noch groß, wenn man bedenkt, daß die ehemalige Regentschaft höchstens dritthalb Millionen Einwohner zählt. Bei der Debatte über den Gegenstand wurde wieder die alte Klage laut, die tunesische Expedition habe nur den Vorteil von Finanziers bezweckt. Etwas mag davon wahr sein, aber im wesentlichen hatten, wie Waddingtons obenerwähnte Erklärung beweist, die französischen Staatsmänner die Größe Frankreichs und die Verstärkung der Stellung desselben am Mittelmeere dabei vor Augen. Über die gesamte französische Kolonialpolitik aber schließen wir uns der Ansicht des Daily Telegraph an, welcher über die verschiedenen Akte dieser Politik sagt: „Sie entspringen nicht dem tiefgefühlten und dringenden Bedürfnisse eines Volkes, das in seinen Ursitzen zu zahlreich geworden ist. . . . Wären die Franzosen eine rasch wachsende Nation, wimmelte ihr Land von Männern und Frauen, die sich mit jedem Jahre erheblich mehrten, so würde ein eifriges Umschauen nach einer auswärtigen Unter-  
kunft für diesen Überschuß der Bevölkerung ganz natürlich sein. Die Statistik aber lehrt uns, daß die Bevölkerung trotz einer starken Einwanderung von auswärts, die jährlich an hunderttausend Köpfe beträgt, nur sehr langsam wächst. Indeß muß Frankreich am besten wissen, welche Politik ihm am dienlichsten ist, ob eine auf innere Entwicklung oder eine auf Ausdehnung nach außen hin gerichtete. Das ist sein unbestreitbares Recht. Aber die, welche ihm wohlwollen, dürfen wohl bezweifeln, ob es klug ist, fragwürdige Unternehmungen in entlegenen Ländern und fernen Meeren zu beginnen.“ Und über die Stimmung, welcher die Forderungen der antienglischen Liga entsprungen sind, sagt das Blatt in einem andern Artikel, wie uns dünkt, gleichfalls großenteils zutreffend: „Die einfache Wahrheit scheint zu sein, daß unsre guten Nachbarn jetzt übel gelaunt sind. Das verdrießliche Bewußtsein, daß sie durch eigne Schuld bei den ägyptischen Wirren nicht zum besten gefahren sind, und daß Europa ihre Versuche, eine verlorne Position wiederzugewinnen, mehr mit Lächeln als mit Teilnahme betrachtet, läßt sie fortwährend die Haltung des Protestirenden annehmen und querulirend versichern, daß sie sich vor niemand fürchten. Mit der Zeit wird eine ruhigere Stimmung sich bei ihnen einstellen, und inzwischen können sie versichert sein, daß die Engländer ihnen eine Ausdehnung ihres Kolonialbesitzes von allen Dingen am wenigsten mißgönnen werden. Es ist sonderbar, daß die Franzosen, wenn sie ihren eiferfüchtigen und verdrießlichen Anfall haben,

nicht sehen, wie groß die Welt ist, und wieviel Raum zivilisirten Ansiedlern noch offen liegt.“

Ob England ganz so unbesorgt und neidlos auf die französische Kolonialpolitik blickt, wie hier versichert wird, wollen wir unerörtert lassen. Ein Fragezeichen daneben wird erlaubt sein. Dagegen kann von Deutschland mit aller Bestimmtheit behauptet werden, daß es ohne irgendwelche Mißgunst jene Politik sich weiter entwickeln und die größten Dimensionen annehmen sehen würde — ohne Mißgunst, ja mit aufrichtigem Wohlgefallen.



## Der zweite Pariser Krach.

### 2.



er finanzielle Einfluß Rothschilds in Frankreich, der unter Napoleon einwurzelte, unter der Restauration wuchs und sich ausbreitete, unter Louis Philipp zur Blüte kam und jetzt Früchte trägt, war damals schon oft ein politischer, obgleich die Reklame, welche Rothschild immer aufs ungeheuerlichste zu benutzen verstanden hat — man darf nicht vergessen, daß es nicht bloß Zeitungsreklame giebt —, immer einen finanziellen Hintergrund hatte, da den Faiseurs der Börse die Politik immer nur als Hilfsmittel der Gewinnmacherei gegolten hat und gilt. Rothschild betonte oft, daß er der wahre Elshuburrit sei. Er vertrage sich mit allen Parteien und Regierungen. Dies behauptete z. B. die „Allgemeine Zeitung,“ die den Einflüssen Rothschilds immer zugänglich war, schon vor vierzig Jahren: „Das Haus Rothschild gehört keiner politischen Partei an; die Rothschilde sind die Freunde des Königtums,\*) der Gesezlichkeit (!) und des Friedens, und als solche konnten sie ihren überwiegenden finanziellen Einfluß unter den hertrogenen Ministerien eines Decazes, Villèle, Martignac und Polignac wie unter der Regierung des Königs Louis Philipp bewahren.“ Rothschild fand sogar für gut, im Jahre 1840, gelegentlich des Thiers'schen Rheingeschreies, für sich als Friedensträger Reklame machen zu lassen. Es kam dann zum Zeitungskampfe zwischen beiden, und als die Politik Thiers' scheiterte, wurde dies thatsächlich von vielen Seiten dem übermächtigen Einflusse Rothschilds zugeschrieben. Schon damals sah man die politische Hauptstütze der Macht Rothschilds und des zunehmenden

\*) Sie waren seitdem die „Freunde“ der Republik, des Kaisertums und wieder der Republik. Gott behüte jeden Staat vor solchen Freunden!